

Für unsere Kinder

Nr. 19 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Mut zur Wahrheit. Von K. Guskow. (Gedicht.) — Die Geschichte von dem großen Philosophen. Von Kumpfstilzchen. — Von einem schwarzen Mann. — Der Zauberleuchtturm. Von Eduard Mörike. (Gedicht.) — Das reiche und das arme Kind. Von Franz Denschel. — In Großvaters Auftrag. Von Hans Anrud. — Arno. Von E. Seton Thompson. (Schluß.) — Der Kleinste. Von Emma Dölk. (Gedicht.)

Mut zur Wahrheit.

Wer Wahrheit will bekennen,
Darf ihr die höchste Glorie nicht entziehen,
Den Ruhm des Mutes, den die Wahrheit gibt.
K. Guskow.

○ ○ ○

Die Geschichte von dem großen Philosophen.

Von Kumpfstilzchen.

Es war einmal ein Philosoph, der zeit seines Lebens in Büchern studierte. Er trug eine graue Brille aus Stahl, und das ist immer ein Zeichen von großer Gelehrsamkeit. Alle Dinge erschienen ihm grau, als ob sie sämtlich aus einem trüben und dunstigen Nebel hergestellt wären; und gerade das hielt er für das Richtige. „Es ist alles zum Verwechseln ähnlich,“ sagte er sich, wenn er zufällig einmal wieder einen Blick in die Welt warf. Das tat er nämlich nur sehr selten, weil er es eigentlich nicht der Mühe wert hielt. Nur mit den Büchern war es anders. Wie viele er davon durchgelesen hatte, kann ich euch nicht einmal sagen; denn ich weiß es selber nicht, aber es waren ungeheuer viele. Jede Woche ging der Philosoph zum Buchhändler und kaufte sich ein neues. Und wiewohl der Weg dahin nur durch ein paar kurze und stille Straßen führte, so war ihm doch jedesmal dabei zumute, als ob er auf einer wichtigen und mühevollen Reise begriffen sei, ja, als ob der König selber ihn zu sich gerufen hätte, um sich etwas von ihm erklären zu lassen. Auf dem Rückweg aber hielt der Philosoph das neue Buch behutsam wie ein kostbares Geschenk in seiner Hand und betrachtete es mit liebevollen und lächelnden Blicken, als hätte er es selber nicht nur ausgedacht, sondern auch gedruckt und ihm

zuletzt den schmutzen und haltbaren Rock angezogen. Die Leute, die ihm auf der Straße begegneten, schüttelten verwundert die Köpfe und lächelten, aber er merkte es nicht.

Besonders auf die Nase des großen Philosophen hatte das viele Studieren den aller-tiefsten Einfluß. Sie sah so ernsthaft und nachdenklich aus, ganz wie es sich für die Nase eines Philosophen geziemt. Jawohl, sie hielt etwas auf sich, denn sie war gebildet. Und man kann sich kaum vorstellen, mit welcher Würde sie die graue Stahlbrille zu tragen wußte. Wenn man den großen Gelehrten an seinem Schreibtisch über die Bücher gebückt sitzen sah, so konnte man wirklich meinen, daß er nicht mit den Augen, sondern eigentlich mit seiner Nase läse, — so ernst und eifrig senkte sie sich auf die vielen Buchstaben herab. Davon war sie zuletzt ganz lang und spitz geworden. Sie pickte ordentlich nach den schönen, goldenen Körnern der Weisheit, die in die Seiten der Bücher eingestreut waren. Und ein kleiner frecher Spatz, der sich täglich zur Mittagszeit auf dem Wipfel einer hohen Tanne vor dem Fenster des Philosophen sonnte, hielt anfangs den über das Buch gebeugten Kopf für eine richtige Henne, und die kluge Nase für ihren Schnabel.

Da der Spatz sehr geschwätzig war, und nichts lieber hatte als ein gemütliches Plauderstündchen in der warmen Mittagssonne, so rief er eines schönen Tages dem sinnenden Philosophen ein heiteres „Piep!“ zu. Mit höflichen und flinken Worten stellte er sich als Nachbar vor: er wohne seit kurzer Zeit nur wenige Schritte entfernt in einer Mansarde unter dem Dachballen, — und dabei redete er in einem fort die vermeintliche Henne mit einem vertraulichen Du an — wie es unter Vögeln eben Sitte ist. Der Philosoph verstand natürlich kein Wort von alledem. Da ihn das laute Gezwitzchen im Nachdenken störte, stand er auf und schloß das Fenster. Der Spatz aber erkannte im Davonfliegen mit Angst und Schrecken, daß es ein Mensch war.

Einstmals, da der große Philosoph schon alt und grau geworden, sagte er, indem er ein dickes Buch, das er soeben zu Ende gelesen hatte, zutlappte, laut vor sich hin: „Zeit habe ich alles gelesen; nun will ich selber ein

Buch über das Wesen der Welt schreiben.“ Als er diese Worte gesprochen hatte, fühlte er deutlich einen Ruck in seiner Nase; und als er vor einen kleinen, halb erblindeten Spiegel trat, sah er zu seinem Erstaunen, daß die Nase soeben noch ein Stückchen länger geworden war. „Das muß etwas bedeuten,“ dachte er, „es ist gewiß ein gutes Vorzeichen,“ ergriff seinen Hut, ging zu einem geschickten und in seiner Kunst wohlverfahrenen Optikus, und ließ sich von ihm noch eine zweite Stahlbrille für seine gelehrte und verlängerte Nase geben. „Was sehen Sie jetzt?“ fragte der Optikus, indem er dem Philosophen die allerdunkelste Brille, die er hatte, aufsetzte. „Ich sehe so gut wie gar nichts mehr,“ nickte mit großer Zufriedenheit der Philosoph, „ich sehe keine Unterschiede mehr zwischen Hell und Dunkel, zwischen Licht und Finsternis, sondern nur noch einen einzigen großen, grauen Schatten. So ist es das Richtige!“ Dann kehrte er sogleich wieder nach Hause zurück, legte einen dicken Block Schreibpapier auf seinen Tisch, und schrieb in großen Buchstaben oben auf die erste Seite: „Über das Wesen der Welt.“

Auf dem Gipfel der hohen Tanne aber, mitten im goldenen Sonnenschein, saß der kleine Spatz und guckte aufmerksam zu. Er hatte längst wieder Mut gefaßt; denn erstens war er sehr neugierig, und zweitens gab es keinen so schönen und sonnigen Tannengipfel mehr in der ganzen Nachbarschaft. Mucksmäuschenstill saß er auf seinem Zweige, beugte sich ein wenig vor und guckte auf das weiße Papier, auf das Tintenfaß und auf die nassen Buchstaben.

Aber von der Hauptsache verstand er natürlich nichts.

o o o

Von einem schwarzen Mann.

Die meisten von euch haben gewiß schon in Sagen und Waldgeschichten von den Kohlenbrennern gelesen, die einsam im tiefen Forst hausen, die verirrtten Wanderer aufnehmen und ihnen den rechten Weg weisen. Einen solchen schwarzen Waldbewohner haben aber wohl die wenigsten von euch gesehen. Seitdem zahlreicher und zahlreicher Fabriken und Hüttenwerke emporragen, wo die Menschen mit Hilfe kunstvoller Maschinen und sinnreicher technischer Verfahren arbeiten, verschwindet der Köhler immer mehr aus unseren Wäldern, wie schon vor ihm seine Brüder: der Pechfieder, der Pottaschenbrenner und der Zunder-

schläger. Doch fragt einmal eure Eltern und Großeltern, ob sie nicht als Kinder die ruhigen Gestalten angestaunt oder sich gar ein wenig vor ihnen gesürchtet haben.

Vor einem halben Jahrhundert waren unsere ausgedehnten Waldgebiete zuzeiten vom brenzlichen Geruch der Meiler erfüllt. Denn damals wurden noch die Hochöfen mit Holzkohlen geheizt, um die große Glut zu erzeugen, durch welche die Erze gereinigt werden. Noch jetzt findet man hin und wieder im Walde die Spuren, daß hier ein Kohlenbrenner seiner schweren Arbeit nachgegangen ist: die sogenannten Kohlplatten, das sind kreisförmig geebnete Plätze mit schwarzem Grunde. Wo ihr auf solch eine Kohlplatte stoßt, da hat sich früher ein Meiler befunden. Heutzutage trennt man die Metalle mittels riesiger Koksfeuer von ihren Erzen, und die Kohlenbrennerei wird nur noch in Gegenden betrieben, wo Holz im Überfluß vorhanden ist, oder wo es niedrig im Preise steht, weil es an Flüssen mangelt, auf denen es mit geringen Kosten gefloßt werden kann, an Eisenbahnen, die es billig abführen. Beim Lüten und Plätten, bei der Feingießerei und Filtration, beim Konservieren, Desinfizieren usw. findet die Holzkohle noch vielfach Verwendung.

Mit Beginn der warmen Jahreszeit sammelt der Köhler seine Gehilfen, verläßt sein Dörfchen und seine Lieben und zieht in den Wald, wo er genügend Holz für seine schwarze Arbeit hat, am liebsten Buchen- und Kiefernknüppel. Dort sucht er sich einen geschickt gelegenen Platz und geht an den Bau seiner Wohnung. Die ist bald fertig, ohne daß der Köhler Maurer und Zimmerleute oder gar Schlosser und Tapezierer gebraucht hätte. Die Wohnung mancher Wilden ist nicht einfacher, wie dieses „Heim“. Wo unser schwarzer Mann hausen will, da erhebt sich eine kegelförmige Hütte, die mit Rasen belegt ist. Auch die Wohnungseinrichtung ist bald geschehen. Des Köhlers Möbel sind die einfachsten, die ihr euch denken könnt. Ein roher Tisch ist bald an Ort und Stelle aus Holzstäben zusammengesammelt, Holzkoffer, leere Kisten ersetzen Schränke und Kommoden, Stühle gibt es nicht. Das wichtigste Möbel sind die Pritschen, von denen je eine auf beiden Seiten der Hütte hergerichtet und mit Moos und dürrem Farnkraut gepolstert wird. Sie dienen als Sitz-, als Ruhe- und Schlafstätte. Was der Köhler an sonstigen Gegenständen und Geräten braucht, das darf nicht mehr sein,

als daß er es auf einem Schubkarren transportieren kann. Denn er muß mit dem „Umzug“ rechnen, und sein Hab und Gut dann oft meilenweit von einem Kohlenplatz zu dem anderen fahren. Sachen, die durch Regen leiden könnten, steckt er unter die Pritsche, Eß- und Kochgeschirr haben ihren Platz meist im Freien.

Wie der Köhler sich nährt, das sieht man, sobald man seine Hütte betritt. Auf dem Tische liegt dann wohl eine Speckseite, liegen Eier und Brot, stehen Kaffeebüchse und Salzsäß. Unter dem Tische schaut ein Sack mit Kartoffeln vor, die in heißer Asche gebraten einen köstlichen Duft verbreiten und jedem vorzüglich schmecken, der aus Zufall des Köhlers Gast wird. Die „Küche“ befindet sich vor dem Eingang der Hütte. Sie ist ein auf dem Boden glimmendes Kohlenfeuer, über dem stets die ruhige Kaffeekanne an einer Holzstange hängt, denn die „Brüh“, die sich die Kohlenbrenner aus Zichorie mit wenig Kaffee kochen, ist das wichtigste Getränk dieser Männer. Gibt es einmal Suppe, so wird sie aus dem Kochgefäß von allen gemeinsam herausgelöffelt; Steine dienen dann als Stühle.

So einfach die Hütte ist, und so sehr ihre Einrichtung aller Bequemlichkeiten ermangelt, bietet sie doch Nachtlager und Schutz vor der Unbill der Witterung. Und wie sie auch sei, sie muß dem Köhler und seinen Gehilfen genügen, denn bis in den Spätherbst hinein müssen die es bei ihrer harten Arbeit aushalten. Selten nur haben sie Gesellschaft. Wenn die Verwandten nicht allzuweit vom Meiler leben, so bringen sie wohl ab und zu neue Mundvorräte in den Wald. Manchmal führt auch der Zufall den Köhlern einen verirrtten Wanderer oder Jäger zu, der in der Hütte Schutz vor einem Gewitter sucht oder genötigt ist, dort zu nächtigen. Solange die Köhler im Walde hausen, sieht man sie nie im „Sonntagsstaat“. Die Überwachung des Feuers, das in den Meilern glimmt, erfordert ihre Aufmerksamkeit und Arbeit bei Tag und bei Nacht, die Männer kommen daher aus dem Qualm und Ruß nicht heraus. Was soll da die bessere Kleidung?

Auf den kreisförmig geebneten Kohlplatten werden mittels Handkarren die Holzscheite und Prügel zusammengeführt. Um eine Mittelachse herum, die einen schmalen Gang oder Schacht darstellt, werden sie schräggehend aufgerichtet, so daß der Bau zuleht die Form einer Halbkugel erhält. Das ist der etwa drei Meter hohe Meiler. Es gehört viel Geschick-

lichkeit und Sachkenntnis dazu, ihn zu erstellen, so einfach er aussieht. Am Grunde müssen ihm mehrere Zuglöcher eingebaut werden, die nach dem Schachte in der Mitte zuführen. Die Oberfläche des Meilers wird mit Erde und Rasen belegt: dem „Mantel“. Der Köhler muß seinen Meiler befestigen können. Diesem Zwecke dient die „Staffel“, ein Stück eines dicken Tannenstammes, in das Stufen gehauen sind. Von dem Schacht aus zündet der Köhler den Meiler an, indem er glühende Kohlen hineinschüttet. Darauf verschließt er die obere Schachöffnung und sticht mit einem spitzen Stabe rings um den Mantel die Rauchlöcher. Das Feuer muß nun acht Tage lang brennen, und durch die Löcher soll der Qualm abziehen. Bei der Waldköhlerlei sucht man nur die Holzkohle zu gewinnen, und zwar auf ganz ähnliche Weise, wie sie in jedem Ofen entsteht, wenn man von einem flackernden Feuer den Zutritt der Luft fernhält. Weil aber die Luft keinen Zutritt zum Feuer hat, so erhält dieses auch nicht den in ihr enthaltenen Sauerstoff. Ohne diesen verbrennt das Holz nicht vollständig, es wird zu Kohle. Sobald der Meiler in Brand steht, wird das im Holz enthaltene Wasser als Wasserdampf nach außen getrieben. In den ersten Stunden verdichtet dieser sich wieder an der Oberfläche des Meilers und schlägt sich dort nieder. Der Köhler sagt dann, der Mantel schwitzt. Bei zunehmender Hitze strömt dicker, dunkler Dampf aus den Rauchlöchern. Wenn das im Meiler glimmende Feuer eine Wärme von 150 Grad erzeugt, so beginnen Holzessig und Teer aus dem Holze zu entweichen; das Holz selbst bräunt sich. Bei 300 Grad Hitze findet eine vollständige Zersetzung der Stoffe statt, welche zusammen im Holze enthalten sind; Gase, verschiedene Säuren und dergleichen ziehen dann mit dem Qualm aus dem Meiler ab. Manchmal kommt es vor, daß aus einem der Rauchlöcher eine Flamme hervorschlügt. Sie muß rasch durch aufgeworfene Erde wieder erstickt werden. Versäumt dies der Köhler, so entsacht sich bald das glimmende Feuer zur lebenden Flamme, die den Mantel durchbricht. Durch den Zutritt von Luft entsteht ein mächtiges, helles Feuer und „leergebrannt ist die Stätte“. Das Holz verbrennt ganz, und statt der Kohlen liegt nur ein Häufchen Asche auf der Platte. Die Feuerleitung des brennenden Meilers erheischt deswegen große Umsicht. Wilden sich über den Rauchlöchern blaue Wölkchen, so ist für die Kohle die „Gare“ gekommen: der Köhler ver-

schließt jezt sämtliche Zuglöcher und der Meiler erkaltet. Ist das geschehen, so wird abgeräumt. Gute Holzlohlen sind porös, schwarz und bläulich glänzend. Sie haben unter anderem auch die Fähigkeit, in hohem Grade Flüssigkeiten und Gase aufzusaugen. In Rußland und Schweden bringt man unter den Meilern vielfach eine Vertiefung mit Sammelgefäßen an, in denen der abfließende Teer aufgefangen wird.

Nicht lange mehr, so wird die Wissenschaft durch irgend ein neues Verfahren oder ein anderes Material, das sie herstellen oder benutzen lehrt, die Holzlohle vollends überflüssig machen. Dann werden die Kohlenmeiler auch aus den abgelegenen Gegenden im Speßart und Odenwald, im Fichtelgebirge und Böhmerwald verschwinden, wo man sie heute noch schwelen sieht. Mit ihnen verschwinden dann die letzten jener rußigen Gestalten, die entbehrungsreiche Monate in völliger Abgeschlossenheit von Welt und Menschen bei ihren rauchenden Meilern verbringen mußten.

o o o

Der Zauberleuchtturm.

Von Eduard Mörike.

Des Zauberers sein Mägdlein saß
In ihrem Saale rund von Glas;
Sie spann beim hellen Kerzenschein
Und sang so glockenhell darenin.
Der Saal, als eine Kugel klar,
In Lüften aufgehangen war
An einem Turm auf Felsenhöh
Bei Nacht hoch ob der wilden See,
Und hing in Sturm und Wettergraus
An einem langen Arm hinaus.
Wenn nun ein Schiff in Nächten schwer
Sah weder Rat noch Rettung mehr,
Der Lotse zog die Axtel schief,
Der Hauptmann alle Teufel rief,
Auch der Matrose wollt' verzagen:
O weh mir armen Schwartenmagen!
Auf einmal scheint ein Licht von fern
Als wie ein heller Morgenstern;
Die Mannschaft jauchzet überlaut:
Heida! jezt gilt es trockne Haut!
Aus allen Kräften steuert man
Jezt nach dem teuern Licht hinan,
Das wächst und wächst und leuchtet fast
Wie einer Zauberpersonne Glast,
Darin ein Mägdlein sitzt und spinnt,
Sich beuget ihr Gesang im Wind;
Die Männer stehen wie verückt,
Ein jeder nach dem Wunder blickt

Und horcht und staunet unverwandt,
Dem Steuermann entsinkt die Hand,
Hat keiner acht mehr auf das Schiff;
Das tracht mit eins am Felsenriff,
Die Luft zerreißt ein Jammerschrei:
Herr Gott im Himmel, steh uns bei!
Da lösch die Zauberin ihr Licht;
Noch einmal aus der Tiefe bricht
Verhallend Weh aus einem Mund;
Da zuckt das Schiff und sinkt zu Grund.

o o o

Das reiche und das arme Kind.

Lange vertrugen sie sich ganz gut miteinander, Alfons, der Sohn des reichen Fabrikherrn, der im ersten Stockwerk des Vorderhauses eine prachtvoll eingerichtete Ahtzimmerwohnung innehatte, und Karl, das arme Maurerkind, dessen Vater in einer ganz ärmlichen und engen Behausung im Seitenflügel, vier Treppen hoch wohnte. Sie waren ja Nachbarkinder, wenn sie auch unter sehr ungleichen Umständen aufwuchsen. Oft spielten sie auf dem Hofe oder in dem nahen Parke zusammen „Murmel“, „Ball“ oder „Verteek“. Karl machte sich weiter keine Gedanken darüber, wie es kam, daß Alfons immer so schöne, neue Anzüge trug, während er selbst abgetragene, vielfach gestickte Kleider anhatte. Da entdeckte eines Tages Alfons' Mama, wer der Spielkamerad ihres Sohnes war. Sofort verbot sie diesem, jemals wieder mit dem „Straßenkind“ zu spielen. Und es blieb dabei. In den ersten Wochen nach dem Verbot schaute Alfons manchmal sehnsüchtig nach, wenn sein früherer Freund lustig im Hofe herumtollte oder dem Park zusprang. Aber mit der Zeit wurde die Erinnerung an die Freuden des gemeinsamen Spieles blässer und blässer. Alfons fand in der Schule neue Kameraden, deren Eltern reich und vornehm waren wie die seinigen. Er war ein artiges Kind, und je älter er wurde, um so besser verstand er, wie recht die Mama hatte, daß die Gesellschaft Karls, des Straßenkindes, nicht für ihn paßte.

Einige Jahre waren vergangen. Der Zufall fügte es eines Tages, daß Alfons allein zu Hause war und sich langweilte. Lesen mochte er nicht, und Kameraden hatte er nicht zur Stelle. Ohne viel zu überlegen, stieg er in den Hof hinab, wie in alten Zeiten. Dort vergnügte sich Karl mit dem Ball. Alfons lehnte sich mürrisch an die Mauer und schaute zu,

dann machte er bald nach der, bald nach jener Seite ein paar Schritte. Da trat Karl freundlich an den einstigen Freund heran und lud ihn zu einem Ballspiel ein. Schon wollte Alfons freudig zusagen, da fielen ihm die Lehren der Mutter und die vornehmen Gespielen ein. Hochmütig drehte er Karl den Rücken zu und rief scharf: „Mit dir darfst du nicht spielen, und mit dir will ich auch nicht spielen. Ihr seid Gefindel! Meine Mama hat es gesagt!“

Empört fuhr Karl auf. Bleich vor Zorn erwiderte er: „Wenn wir auch arm sind und nicht schöne Kleider tragen und keine feinen Speisen essen, so sind wir doch anständige Leute. Was kann mein Vater dafür, daß er so wenig Geld hat? Er ist fleißig genug! Er arbeitet von morgens bis abends!“

Hochmütig entgegnete Alfons: „Ja, siehst du, da hat es mein Papa besser. Der arbeitet so gut wie gar nicht. Er geht nur ein paarmal am Tage durch seine Fabrik und sieht nach, wie seine Leute arbeiten, ob sie auch recht fleißig sind. Manchmal schreibt er auch ein paar Briefe. Und dabei verdient er doch sehr viel Geld!“

Staumend hörte Karl zu. „Aber wie ist das möglich, Alfons,“ fragte er, „daß dein Vater viel Geld verdient, ohne zu arbeiten? Bringt denn das so viel ein, wenn man nachsieht, wie andere arbeiten? Da werde ich meinem Vater sagen, er soll auch lieber nicht mehr arbeiten und nur noch anderen bei der Arbeit zuschauen. Vielleicht wird er dann auch so reich wie dein Vater.“

Alfons lachte höhnisch auf: „Da würdet ihr weit kommen! Verhungern könntet ihr dabei, und deinen Vater würde die Polizei ins Arbeitshaus stecken, wo die Menschen hinkommen, die nicht arbeiten wollen.“

„Aber Alfons,“ erwiderte Karl, „dein Vater kommt doch auch nicht ins Arbeitshaus?“

„Ja, das ist doch ganz etwas anderes!“ rief Alfons überlegen aus. „Mein Vater hat eine Fabrik und läßt seine Arbeiter für sich arbeiten. Dein Vater hat aber keine Fabrik und muß auf Arbeit gehen. Die Arbeiter sind dazu da, um für uns zu arbeiten.“

Oben wollte Karl die Lippen zu einer neuen Frage öffnen, da betraten Arbeiter im Maureranzug langsamen Schrittes den Hof. Sie trugen eine Bahre, auf der Karl zu seinem Entsetzen seinen lieben Vater liegen sah, das Gesicht mit Schmutz und Blut bedeckt.

Angstvoll lief Karl auf die Männer zu: „Papa, mein lieber Papa — was ist dir?“

Der Vater regte sich nicht, aber einer der Arbeiter erwiderte ernst: „Dein Vater ist leider schwer verunglückt, armer Junge! Er ist infolge eines schlecht geschützten Gerüstes vom Bau gestürzt und scheint sich gefährlich verletzt zu haben.“

Alfons hatte zugehört. Als er sich nun zum Fortgehen anschickte, rief er Karl zu, der wie versteinert dastand, während ihm große Tränen über die Wangen rannen: „Armer Karl, du tust mir Leid! Siehst du, meinem Vater kann so etwas nicht passieren. Der geht auf keinen Neubau!“

o o o

Franz Henschel.

In Großvaters Auftrag.*

Von Hans Anrud.

Burman saß auf dem Schwanz draußen im Hofe im Sonnenschein. Er blickte mit dem einen Auge verstohlen nach den Hühnern, die vorsichtig in einem großen Bogen um ihn herumgingen und sich nicht getrauten, ihm zu nahe zu kommen, und mit dem anderen verfolgte er, was sich sonst im Hofe zutrug: die Katze, die sich am Hause lang drückte und sich jedesmal flach auf den Boden legte, wenn die Turmschwalben wie schwarze Streifen vorüberflogen, daß es in der Luft pfliff, die Bachstelzen, die hin und her trippelten und Insekten fingen, und die beiden kleinen Ferkel, die drüben an der Stalltür herumwühlten. Er döste leise vor sich hin, denn es gab heute nicht viel zu tun, die Hühner schienen nicht in den Garten gehen zu wollen, und die Haustür war geschlossen, so daß die Ferkel nicht hineinkommen und Unheil anstiften konnten.

Da ging die Tür vorsichtig auf und Burman drehte den Kopf. Es war der kleine Jon, der auf die Steinfleusen hinauskam und die Tür behutsam hinter sich schloß.

Was das wohl bedeuten sollte? Er sah sich so schlau um und trug etwas unter der Jacke.

Als Jon sich ein wenig umgesehen hatte, eilte er über den Hof hinter das Vorratsgebäude; er machte auch einen kleinen Bogen um Burman, denn die beiden waren nicht besonders gute Freunde. Jon fand, daß Burman häßlich war mit seinen langen Zotteln, und dann wedelte er nie mit dem Schwanz, wenn er ihn streichelte und sah ihn auch nie

* Aus Jungen. Vierzehn Geschichten von kleinen ganzen Kerlen. Mit Bildern von Lisbeth Bergh. Leipzig, Verlag Georg Meißner. Dies Buch unterhält nicht bloß, es hat dichterischen und erzieherischen Wert. Die Eltern werden es mit der gleichen Freude lesen wie die Kinder.

an, sondern blickte nur geradeaus und saß ganz still oder ging seiner Wege. Und das tat Burman, weil er der Ansicht war, er hätte Wichtigeres zu tun, als sich mit so einem Jungen einzulassen, der einem lästig genug werden konnte, wie er aus seinen jüngeren Tagen wußte.

Eine Weile darauf kam Jon zurück — jetzt hatte er nichts mehr unter der Jacke —, er ging hinunter und stellte sich auf den großen Stein auf der anderen Seite des Hauses.

Burman blickte ihm nach, bis er um die Ecke war, dann erhob er sich, sah sich noch einmal um und trottete hinter das Vorratsgebäude, er wollte sehen, was Jon dort hingelegt hatte. Er schnüffelte ein wenig herum, und dann fand er, verborgen unter einer Steinfliese, an der Wand ein Tuch, in das etwas eingewickelt war; an dem Geruch merkte er gleich, daß es Butterbrot war. hm, es war am besten, heute ein Auge auf Jon zu haben!

Burman ging wieder in den Hof, etwas weiter vor als vorher, so daß er am Haus vorbeisehen konnte, setzte sich gleichgültig auf den Schwanz und tat nicht dergleichen.

Da stand Jon auf dem Stein und lehnte sich an die Wand. Er hatte wahrhaftig auch den neuen Schal um. Er stand mit einem sehr ernstern und vornehmen Gesicht da und versuchte tiefe und feine Verbeugungen mit dem Kopfe zu machen, und bei jedem Male sagte er: Guten Tag.

Endlich schien es ihm, als ob er es könnte. Eine tiefe Verbeugung:

Guten Tag! Seid Ihr Peter Sandvold?

Er antwortete auch für den anderen:

Ja, der bin ich. Aber nimm erst mal Platz.

O, danke, ich finde schon Platz.

Woher kommst denn du?

Ich bin von Sörbø — ich sollte hierher gehen und dich vom Großvater grüßen und dir sagen, er erwartete dich in den nächsten Tagen, da er etwas hätte, was er unbedingt mit dir besprechen mußte.

Nein, was du nicht sagst. Ja, dann geh' bitte, in die Gaststube und gedulde dich bis morgen.

Jon wiederholte es noch einmal, aber als er das drittemal anfangen wollte, kamen die Leute zum Frühstück, und er setzte sich auf den Stein und tat nicht dergleichen.

Die Sache war, daß Jon sich vorgenommen hatte, heute einen Auftrag vom Großvater zu besorgen, doch das sollte niemand wissen, nicht einmal Großvater selber.

Der alte Jon Sörbø, der Großvater, war jetzt so alt und schwach, daß er schon das

dritte Jahr zu Bett lag. Er war nicht krank, aber die Kräfte reichten nicht länger, und das Gedächtnis begann auch allmählich nachzulassen. Wie alle seinesgleichen war er ziemlich quengelig geworden; wenn er sich erst etwas in den Kopf gesetzt hatte, war es nicht leicht, es ihm auszureden. Und trotzdem alle versuchten, ihm, soweit es anging, seinen Willen zu lassen, so fand er doch oft, daß sie unbillig gegen ihn waren, und es gab eigentlich nur einen, der wirklich gut mit ihm auskam und sein Vertrauter war; das war der kleine Jon — der hieß ja auch nach dem alten Jon und war der künftige Hofbesitzer, der alles auf Sörbø wieder in die gute alte Ordnung bringen sollte —, denn der Alte fand, daß Jons Vater, der jetzt den Hof hatte, sich in vielen Dingen ganz seltsam anstellte.

Im Frühjahr nun hatte der alte Jon es sich in den Kopf gesetzt, daß er absolut mit seinem alten Freund, Peter Sandvold, sprechen mußte. Was er eigentlich von ihm wollte, wußte er wohl selber nicht so recht, aber die Sehnsucht nach dem alten Freunde war da. Erst machte er dem Sohne nur eine Andeutung, indem er sagte:

Jetzt, wo es auf den Sommer geht, werde ich wohl so weit zu Kräften kommen, daß ich auf sein kann, und da will ich den Peter Sandvold besuchen, ich muß notwendig etwas mit ihm besprechen.

Er sah, wie der Sohn in den Bart lächelte, als er antwortete:

Ja, das solltest du wirklich tun, Vater.

Aber der Sommer kam, und Jon fühlte sich nicht kräftig genug, um aufzustehen.

Daher sagte er eines Tages:

Du mußt nach Peter schicken; ich muß ihn sprechen.

Da ja, das will ich gern bei Gelegenheit tun.

Doch der Alte verstand wohl, was das hieß, und schickte den kleinen Jon hinterher, und der konnte später berichten, daß der Vater drüben in der Stube gesagt hätte:

Es ist Unsinn, bei Peters hohem Alter, aber wir wollen so tun, als ob wir damit einverstanden wären, dann vergißt er es bald.

Seitdem vertraute der Alte sich keinem anderen als dem kleinen Jon an. Er spekulierte und spekulierte, wie er es anfangen sollte, eine Botschaft zu senden. Weit war es ja, auf der Landstraße zwei und eine halbe Meile, aber quer über den Bergrücken knapp eine, wenn man den direkten Weg durch den Wald einschlug. Gestern nun hatte der kleine Jon ihm

heimlich Feder und Papier gebracht, und er versuchte zu schreiben: aber es ging nicht, und sie waren einig, daß sie warten müßten, bis der Kleine Jon schreiben gelernt hätte; aber er sollte erst zum Herbst in die Schule kommen.

Als der Alte das hörte, seufzte er:

Herrgott, das wird ein langes Wartejahr.

In diesem Augenblick tauchte in dem kleinen Jon der Gedanke auf, über den Bergrücken hinüber zu Peter Sandvold zu gehen, um ihm Großvaters Botschaft zu überbringen.

Das war es, was er heute heimlich vorhatte, und dafür hatte er den Reiseproviant verborgen.

Er blieb ruhig stehen, bis die Schnitter die Sensen hingelegt, gegessen und sich zur Ruhe ausgestreckt hatten.

Darauf eilte er in das Vorrathshaus, holte das Bündel mit dem Proviant und machte sich auf den Weg.

Burman war das einzige Lebewesen auf dem Hofe, das ihn sah.

Er drehte sich um, setzte sich ganz ruhig wieder hin und sah nach der Höhe hinauf.

Er wollte wohl zu Esur Pladsen, dahin war er oft allein gegangen.

Auf einmal spitzte Burman die Ohren — da schlug er den Waldweg ein, und jetzt war er auch schon im Walde verschwunden.

Burman begann mit seiner tiefen Stimme zu bellen, daß es zwischen den Häusern und über das Thal hin hallte.

Wald darauf trat Jons Vater auf die Schwelle, zornig, weil er geweckt worden war.

(Schluß folgt.)

o o o

Arno.

(Schluß.)

Von E. Seton Thompson.

Der Schnellzug stampfte das Thal entlang, weit, weit vor Arno, aber dieser erreichte und überholte ihn, wie die Wildente die schwimmende Bismarke. Hoch über den Tälern und niedrig über den Bergen von Chenango, wo der Nitwind den stolzragenden Fichten Kühlung zuschickte, strich er hin.

Von seiner Sichbaumwarte kam ein Habicht rudelnd und segelnd still daher, denn er hatte den Flieger eräugt und ersah ihn zur Beute. Arno wich nicht rechts noch links, nicht nach oben noch nach unten, nicht einen Flügelschlag verlor er. Der Habicht wartete auf ihn in der unendlichen Weite da vorn, und Arno flog an ihm vorüber, wie ein Hirsch in der Vollkraft seiner Schenkel an dem Bären auf seinem

Wege. Heimwärts, heimwärts! Das war der einzige brennende Gedanke, der gegen alles blind machende Trieb.

Klatsch, klatsch, klatsch gingen nun die schimmernden Flügel in ungehemmtem Schlage auf der jetzt vertrauten Straße. In einer Stunde waren die Catskillberge da, in zwei Stunden waren sie hinter ihm. Altbekannte, freundliche Orte, die nun schnell herankamen, beflügelten noch mehr die eilenden Schwingen. Nach Hause! Nach Hause! war der stumme Sang seines Herzens. Wie der verdürstende Reisende die fern lockenden Palmen, so saugten seine schimmernden Augen den Dunst über dem fernen New York ein.

Vom Rücken der Catskills segelte ein Wanderfalk. Im Vollgefühl seiner Stärke und seiner Schnelligkeit, der kein Raubvogel gleichkommt, frohlockte er beim Anblick der würdigen Beute. Wie viele Tauben hatte er schon zu Horste getragen! Und so kam er mit dem Winde, fegend, seine Kraft zurückhaltend, des rechten Moments gewärtig! Hernieder, wie ein blihender Wurfspieß — keine Wildente, kein Habicht konnte ihm entgegen, denn er war ein Falke! Zurück nun, Flieger, rette dich, umgehe die gefährlichen Felsen! Wendet er den Flug? Nicht einen Deut! Wie könnte Arno das tun? Heimwärts! heimwärts! heimwärts! war sein einziger Gedanke. Nur seine Schnelligkeit steigerte er, um der Gefahr zu entgehen, und der Falke senkt sich hernieder, senkt sich worauf? — dort huscht etwas Blihendes, Farbiges, etwas Blihkendes, Schneeiges, — und der stolze Falke wendet sich mit leeren Fängen zurück, während Arno die Luft des Tales durchschneidet, wie ein Stein, der der Schleuder auf Nimmerwiedersehen entflieht, ein weißbeschwingter Vogel, ein Flect mit blihenden Punkten und bald ein entschwindenes Schemen. Vorwärts, das traute Hudsonthal, die vieldurchflogene Straße hinab. Jetzt fliegt er niedriger, als der Mittagswind sich hebt und die Stromeswellen unter ihm kräuseln. Heimwärts! heimwärts! heimwärts! und schon kommen in der blauen Ferne die Türme der Großstadt in Sicht! Heimwärts! heimwärts! Bei der großen, hochgeschwungenen Brücke von Poughkeepsie vorüber, tief am Ufer hin, wo der Wind sich hebt. Ach, nur zu tief. Welcher böse Gedanke treibt den Schützen, dort am Hügelrande im Juni herumzulungern, und läßt sein Auge auf das schimmernde Weiß fallen, das dort von Norden her das Blau durchmisst? O, Arno, Arno, wenn du so niedrig fliechst, erinnerst du dich da nicht an den

Jäger von einst? Zu tief, zu tief nimmst du den Hügel da. Zu tief — zu spät! Puff-bang! und der tödliche Hagel hat ihn erreicht, getroffen, verstümmelt, aber nicht bezwungen. Zerbroschen flattern die gezeichneten Schwungfedern der Erde zu. Die Null ist aus seinem Seeflugbericht verschwunden; nicht mehr dreihundertsechzig Kilometer, sondern sechsunddreißig steht darauf zu lesen. O schändliche Unbill! Ein dunkler Fleck erscheint auf seiner Brust, aber Arno läßt sich dadurch nicht abhalten. Immer weiter geht der Heimflug, doch die wunderbare Schnelligkeit hat sich gemindert, kaum anderthalb Kilometer legt er noch in der Minute zurück, und der Wind rauscht und raschelt jetzt ganz anders in den zerzausten Schwingen. Der Fleck auf seiner Brust zeugt von gebrochener Kraft, aber vorwärts und geradeaus geht sein Flug. Die Heimat, die Heimat liegt vor seinen Augen, und vergessen ist aller Schmerz. Die hohen Türme New Yorks sieht sein scharfes Auge dort deutlich liegen, als er über die Klippen von Jersey streicht. Vorwärts, vorwärts — mag die Schwinge herabhängen, mag das Auge dunkler werden, der Trieb nach Hause wird nur immer mächtiger. Unter den hohen Klippen, die ihn vorm Winde schützen, fliegt er dahin, über die blühenden Wellen, über die Bäume und dort jetzt unter dem Falkenhorst, wo die grauen, grimmen Lusträuber horsten, wie Wegelagerer spähen sie nach allen Seiten und bemerken die einsame Taube. Arno kannte sie schon von früher. So manche Botschaft seiner Kameraden lag unbestellt in jenem Neste, so manche Lorbeer-geschmückte Feder war von dort hernieder-gestattert. Aber Arno hatte sich ihnen früher gewachsen gezeigt, und jetzt kam er wie früher — vorwärts, vorwärts, schnell, aber nicht so schnell wie sonst; das tödliche Blei hat seine Kraft gelähmt und seine Schnelligkeit gemindert. Vorwärts, vorwärts, und die beiden Falken, die den rechten Moment abgepaßt haben, schießen vorwärts wie zwei Armbrustbolzen, stark und blitzschnell, gegen den einen, der schwach und matt ist.

Was soll ich von der Hezjagd sagen, die jetzt stattfand? Was soll ich die Verzweiflung malen, die das tapfere, kleine Herz angesichts der, vergebens, ach so sehr ersehnten Heimat zerriß? In einer Minute war alles vorüber. Triumphierend kreischten die Falken. Kreisend und flügel-schlagend schlangen sie sich in ihren Horst, und die Beute in ihren Krallen war der Körper, war das Letzte, was von unserem

glanzvollen, kleinen Arno übrig war. Dort in ihrem Felsenest röteten sich Schnabel und Krallen der Räuber von dem Blute des Helden. In Stücke gerissen wurden die unvergleichlichen Schwingen, und ihre Siegestunde unbeachtet zerfrenet. Im Sonnenschein wie im Regen lagen sie dort, bis die Räuber selbst ihr verdientes Schicksal traf, und Flintenkugeln in ihrem Horste austräumten. Und niemand wußte, welches Schicksal den unvergleichlichen kleinen Flieger getroffen hatte, bis die Ersteiger des Horstes tief unter dem Staub und Schutt des Piratenestes unter anderem dieser Art einen silbernen Ring, das Wahrzeichen der Rassebriestauben, fanden und darauf die vielsagende Inschrift lasen: „Arno, 2590 C.“

o o o

Der Kleinste.

Von Emma Döls.

Wieder war bei allen Fingern
Heiß ein Streit entbrannt,
Wer der tüchtigste und beste
Von der ganzen Hand.
Jeder rühmte sich der Dinge,
Die allein er fertig bringe.

Als der Daumen mit dem Ballen
Geltung sich verschafft,
Wurden all die Großen einig:
Jeder sei voll Kraft;
Nur der Kleinste, ward man schlüßig,
Sei doch gänzlich überflüssig.

„Deshalb hat er auch geschwiegen
Still zu unserm Streit.
Selber fühlt er seinen Unwert,
Stolz der Längste schreit.
Und die beiden andern Großen,
Höhnisch sich die Seiten stoßen.

Spricht der Daumen: „Zeig' doch, Kleiner,
Deine Künste an.“
Jener wartet noch ein Weilchen,
Sagt gelassen dann:
„Ei, bin ich auch nur ein Kleiner,
Wär' ich nicht, so fehlte einer.“

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Reitm (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.